

«Beim Sprechen soll man nicht leiden»

In seinem Buch «Mut zur Mündigkeit» fordert der Autor Beat Sterchi mehr Respekt für die mundartlichen Alltagssprachen.

Beat Sterchi (geboren 1949) ist ein wichtiger Wegbereiter der Schweizer Spoken-Word-Szene. Spoken Word ist Literatur, die eigens für den Vortrag auf der Bühne geschrieben wird, was nicht heisst, dass sie nicht auch in Buchform erscheint. Der Verfasser des Roman-Bestsellers «Blösch» hat neben Spoken-Word-Textsammlungen zahlreiche Theaterstücke und Hörspiele geschrieben. Ausserdem ist er Mitbegründer des Autorenkollektivs «Bern ist überall». Sterchi, der lange im Ausland gelebt hat, publiziert auf Hochdeutsch und in Berner Umgangssprache. Soeben ist sein neuestes Buch, «Mut zur Mündigkeit», erschienen. In diesem Essay befasst sich Sterchi mit Fragen zum Umgang mit eigenen und fremden Sprachen. Leicht ermüdet davon, immer wieder die gleichen Missverständnisse klären zu müssen, hat Sterchi sich entschlossen, ein klärendes Interview zu Inhalt und Absicht seines Essays zu geben. Das Interview führte Franz Hugentobler, eine literarische Figur aus Sterchis reichhaltigem Fundus.

Beat Sterchi, Sie präsentieren mundartliche Texte auf der Bühne, schreiben auf Berndeutsch fürs Theater. In Ihrem Buch fordern Sie mehr Respekt für die mundartlichen Alltagssprachen. Möchten Sie damit Ihr eigenes Schreiben aufwerten?

Beat Sterchi: Überhaupt nicht. Was ich möchte und was ich fordere, ist ein selbstbewusster Umgang mit unseren Sprachen. Das erreicht man unter anderem, indem man akzeptiert, dass unsere Mundarten nicht einfach nur als Vorstufe zu einer richtigen Sprache dienen. Aber in meinem Buch geht es nicht

um die Mundart, es geht um die Mündler, um unser Wohlbefinden in der Sprache.

Was in der Praxis wohl heisst, vermehrt so zu reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist?

Das mag für viele zutreffen, muss aber nicht. Es geht mir auch um einen freieren Umgang mit der Hochsprache. Und um Offenheit gegenüber denjenigen, die anders sprechen als ich. Alle Sprachen sind gleichwertig.

Jeder und jede soll also einfach drauflosquatschen, wie es ihm oder ihr gerade passt?

Nein, von einem gepflegten sprachlichen Umgang profitieren wir alle. Niemand bewundert sprachliches Unvermögen. Trotzdem ist es weder gesund noch kommunikativ, wenn die persönliche Ausdruckskraft der Angst vor Fehlern geopfert wird.

Haben Sie ein Beispiel?

Sicher. Es beginnt schon bei den offiziellen Reden aus der hohen Politik.

Meinen Sie die berühmten Neujahrsansprachen des Bundespräsidenten oder der Bundespräsidentin, die Sie in Ihrem Buch beschreiben?

Zum Beispiel. Es gibt aber auch in den Medien Sprecher und Sprecherinnen, die ihr sprachliches Unwohlsein nicht verbergen können. Das ist für den Zuhörer doch nicht angenehm.

Aber auch nicht schlimm.

Natürlich nicht, niemand behauptet, es gehe um Leben und Tod. Aber Sprachen sind Wunderwerke. Ich finde, man soll an ihnen Freude haben und beim Sprechen nicht leiden müssen.

Wenn ich Sie richtig verstehe, wollen Sie suggerieren, dass die Standardsprache Hemmungen auslöst?

Ja, leider schmilzt mit der Hochsprache bei vielen die Persönlichkeit wie ein Schneemann an der Sonne.

Darf man fragen, warum Sie sich dieses Thema ausgesucht haben?

Das Thema hat mich ausgesucht. Ich hatte keine Wahl. Es beschäftigte mich so lange immer wieder, dass ich diesbezüglich in meinem Kopf aufräumen musste wie in einem Schrank. Ich begann damit, dieses gewisse Malaise zu beschreiben. Erst später überlegte ich mir, wie Abhilfe zu schaffen wäre.

Wäre es nicht klüger, Sie würden sich auf Ihre Kernkompetenz beschränken, anstatt sich mit der Sprachsituation der Schweiz herumzuschlagen?

Ich bin überhaupt kein Freund der Schriftstelleräusserungen zu Politik und Gesellschaft. Autoren und Autorinnen sollen sich in ihren Werken äussern. Aber was die Sprache betrifft, gilt es als Spracharbeiter Verantwortung zu übernehmen, und weil mich die Sache sowieso beschäftigte, begann ich, wie gesagt, diese Geschichte unserer etwas unglücklichen Beziehung zu unseren Sprachen aufzuschreiben.

Aber übertreiben Sie nicht, wenn Sie daraus ein Märchen machen, in welchem die Mundart die Rolle des Aschenputtels übernimmt? In der Schweiz haben doch nicht alle ein Problem beim Reden!

Natürlich nicht, vieles ist im Umbruch, vielerorts scheinen auch Jugendliche kein Problem mit der Standardsprache zu haben. Ich habe das Buch aber nicht für sie geschrieben. Und die Reaktionen drauf zeigen sehr wohl, dass sich sprachlich noch lange nicht alle wie im Himmel vorkommen.

Und Sie meinen zu wissen, wie da nachgeholfen werden kann?

Ich empfehle einfach Mut zur Mündigkeit, das heisst, jeder ist selber verantwortlich für sein sprachliches Wohlbefinden. Das beginnt nicht selten mit der Erkenntnis, dass meine Alltagssprache meine eigentliche Sprache, also meine Muttersprache ist und dass es auf der ganzen Welt so ziemlich normal ist, seine eigene Sprache sprechen zu wollen.

Um damit alle andern einfach auszuschliessen?

Ihr Einwand ist mir vertraut, aber hören tut man ihn nur bei uns. Da kann ich Ihnen nur mehr Mut wünschen, denn jede Sprache schliesst andere aus.

Aber bei uns bedienen sich doch auch Marktschreier und populistische Politiker des Dialekts, um dem Volk vermeintliche Nähe zu suggerieren. Dialekt ist doch nicht zukunftsträchtig!

Natürlich, jede Sprache kann missbraucht werden, trotzdem bleibt es meine Sprache. Die Leute, die Trump nicht gewählt haben, werden jetzt wohl kaum die Sprache wechseln, ob zukunftsträchtig oder nicht. Allerdings würde ich nicht von Dialekt sprechen.

Was haben Sie gegen das Wort Dialekt?

Das Wort Dialekt ist abgewirtschaftet, negativ besetzt. So wie Sie es eben gebraucht haben, wurde es abermals abgewertet. Ich spreche lieber von meiner Sprache. Nur wenn ich weiss, dass meine Sprache Respekt verdient und dass ich mindestens diese schon mal beherrsche, kann ich mich über die Standardsprache als meine zweite Sprache freuen und auch diese ohne Komplex und auf Augenhöhe mit jedem Deutschsprachigen sprechen.

Ist das Ihr Schlusswort?

Nur noch dies: Es ist eigentlich müssig, Sprachen immer in Dialekte und «richtige» Sprachen aufzuteilen. Beim Sprechen ist es und auch egal, was es jetzt ist. Von einem berühmten Sprachforscher gibt es diese ebenso berühmte Definition, eine Sprache sei nichts anderes als ein Dialekt mit einer Armee und einer Marine.

© Schweiz am Sonntag / MLZ; 27. November 2016

Ausgaben-Nr. Seite 46AZFREG

Nationale Ausgabe Kultur